

<b>Zeitschrift:</b>	Das Rote Kreuz : officielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz
<b>Band:</b>	12 (1904)
<b>Heft:</b>	19
<b>Artikel:</b>	Feuilleton : wie Angstchrigi und Kummermädi kuriert worden sind
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-545600">https://doi.org/10.5169/seals-545600</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die **Samaritervereinigung des Bezirkes Horgen** hielt Sonntag den 4. September eine **Felddienstübung** ab. Als Objekt war ein Brand der Seidenweberie Heer & Cie. in Talwil angenommen. Auf telephonische Nachricht hin eilten die Mitglieder der Samaritervereine Horgen, Langnau, Kilchberg und Talwil auf den Unglücksplatz. Circa 80 Samariter und Samariterinnen beteiligten sich an dieser Übung. Nach kurzer Begrüßung auf dem Sammelplatz, Hotel Adler dasselbst, durch den Vizepräsidenten, Herr Jenny (Langnau), erteilte Herr A. Lieber, Zentralkassier des Schweiz. Samariterbundes, die nötigen Aufgaben an die verschiedenen Chefs; nachher Abmarsch zur Unglücksstätte. Hier waren 25 Simulanten, die teils schwerere, teils leichtere Verlebungen aufwiesen. Nach ging es an die Arbeit. Die männlichen Mitglieder wurden teils als Trägerkette, teils zu Improvisationsarbeiten, Einrichtung von 2 Eisenbahnwagen, 1 Leiterwagen und 1 Handkarren, verwendet. Die Damen auf dem Notverbandplatz arbeiteten gut und schnell, sowie auch die Damen auf der Operationsabteilung. Es wurden 15 Schwerverwundeten und 10 Leichtverwundeten die nötigen Verbände angelegt und von Herrn Dr. Meier (Talwil) kritisiert. Vom Verbandtisch wurden die Patienten in die hergerichteten Eisenbahnwagen und Leiterwagen transportiert. Um 5 Uhr Schluss der Übung. Es wartete noch ein Nachteessen auf die Arbeiter und Arbeiterinnen im Hotel Adler, woselbst Herr Schärer, Präsident des Samaritervereins Talwil, die werten Gäste begrüßte und Herr Dr. Meier über den Verlauf der Übung sich recht befriedigt aussprach.

A. J.

## Feuilleton.

### Wie Angstchrigi und Kummermädi kuriert worden sind.

Wenn man vom Bärengraben in der Stadt Bern aus unentwegt durch dick und dünn immer nach Nordosten geht und sich durch keinen Hügel und keinen Wald, keinen Baum und keinen Kornacker aus der Richtung bringen lässt, so kommt man nach langer Wanderung, wenn man schließlich nicht doch noch daneben vorbei irrt, auf den Sonnenhof. Es ist dies ein schönes, großes Heimwesen, das schönste in weitem Umkreise. Wie dankbar und zufrieden muss einer sein, der als schuldenfreier Besitzer auf solchem Hofe leben darf, namentlich wenn er noch 50,000 Franken ausgeliehenes Geld hat! Diese Vorbedingungen trafen nun beide bei Angstchrigi, so hieß der Besitzer, zu, und doch war er ein armer, bedauernswerter Tropf, der des Sonnenscheins, der an schönen Tagen über seinem Gut vom Morgen bis zum Abend schien, nie recht froh werden konnte. Einst war es anders gewesen. Mit seinem Mädi hatte er fleißig sein Land bewirtschaftet und sich dabei wohl gefühlt, bis das Unglück seinem Hause nahte in Gestalt eines nichtsnutzigen Kräuter- und Doktorbuches, das ein herumfahrender Kolporteur ihm für teures Geld hatte aufschwätzen können. Seitdem er im Besitz dieses Buches war, fehlte ihm nun alle Bott etwas. In diesem waren nämlich alle Leiden, die den Menschen befallen können, genau beschrieben, von den Spul- und Bandwürmern bis zum hungeigen und durstigen Serbel und der schreienden Herzwässersucht. Wenn nun Chrigi im Studium seines Buches zu einer neuen Krankheit kam und die „sichern Anzeichen“ für das Vorhandensein derselben prüfte, so machte er jedesmal die niederschmetternde Entdeckung, daß alle diese Anzeichen auch bei ihm vorhanden seien und er also

unfehlbar diese Krankheit auch habe. Dann mußte drauflos gedoktert werden, aber bei Leibe nicht bei einem verständigen Arzte — ein solcher war ja durch das Kräuterbuch überflüssig geworden — sondern nach den Ratschlägen seines Buches. Als die Zahl seiner Leiden von Woche zu Woche zunahm, verging ihm schließlich die Lust an der Bewirtschaftung seines Gutes. Was wolle er sich doch plagen mit seinem kranken Leibe? Kinder habe er ja ohnehin keine. Da sei es doch viel gescheiter, wenn er sich nach einem Lehmann umsehe und mit Mädi ins Stöcklein ziehe. So dachte Chrigi. Und wie wieder einmal der erste März ins Land kam, zog mit ihm ein Pächter auf den Sonnenhof ein, und Chrigi zügelte mit seinem Mädi aus dem gewaltigen zehn Fenster breiten Bauernhaus in das kleine Stöcklein, das zwei winzige Stübchen enthielt. Lange werde er es zwar auch hier nicht machen, meinte Chrigi. Bald werde er in ein noch kleineres Stöcklein ziehen, das nur ein Gemach habe. Aber das möchte er vorher doch noch wissen, an was er sich wohl verständigt habe, daß er ein so geschlagener Mann sein müsse.

Mädi wollte an die vielen Krankheiten Chrigis nie recht glauben, und wenn er ihm schon schwarz auf weiß bewies, was das zu bedeuten habe, wenn man dann und wann an kalten Füßen leide, oder einen blöden Magen habe, Bauchweh habe, die Ohren läuten, die Augen zwinkern, der Appetit ausbleibe und es in den Därmen rumple, so erwiederte es auf all das nur, das sei ein Gestürm. Wenn Chrigi mehr werchen würde, besserte es ihm ganz von selbst. Da hätte es viel mehr Ursache zu klagen. Seitdem es auch einmal in dem Doktorbuch gelesen, damit das viele Geld, das man dafür bezahlt, nicht ganz z'Umnützem ausgegeben sei, wisse es ganz genau, daß es einen Krebs im Leib habe. Oft zwicke er es mit einer Schere in den Magen, oft in das Herz. Von der Lunge wolle es nur gar nichts sagen. Letzthin sei er ihm sogar die Röhre hinaufgefrochen und habe es im Hals geklemmt und gewürgt, daß es keine Gattig gehabt habe. Wenn er so weit heraufkomme, so sage man ihm Speiseröhrekrebs. Dieses Wort könne es nie vergessen, und wenn es hundertjährig werde, so habe es ihm gegranselt, wie es dasselbe endlich glücklich herausbuchstabiert habe. Aber der Krebs sei noch nicht einmal sein größtes Uebel. Die Nerven, die Nerven! Das sei noch etwas ganz anderes! Aber wenn es dann seinem Chrigi sage, wie schüderhaft nervös es sei, so könne der ihm zur Antwort geben, das sei nur seine böse und häßliche Natur. Das sei der Trost, den man beim Männerwoll finde. Wenn es das richtig vor zwanzig Jahren gewußt hätte, was Chrigi für einer sei, so hätte es ihn allwieg nicht genommen. Es habe es eben nur viel zu schön gehabt und das zu wenig geschäkt, man sage ja nicht vergebens, die Weiber möchten alles vertragen, nur das Wohlleben nicht. Ein grusam gutes Herz habe es gehabt und Chrigi habe ihns verbarmet. Das sei nun sein Unglück. Wenn es hier angelangt war, so kam ihm das Augenwasser nur so „stromsivys“ und Chrigi, der Frauentränen nicht leiden konnte, steckelte fort.

So lebten die Beiden nebeneinander dahin, jedes nur mit sich, seinem Unglück und seinem breschafsten Leib beschäftigt. Wenn der Mensch eben keine Sorgen hat, so macht er sich welche. Das sind dann immer die allerschwersten. Im Garten

dußdete Chrigi fast nur noch Teekräuter. Sah er bei seinem Herumtröppeln auf seinem Lieblingsweg längs dem Waldsaum Blumen, welche von den Bienen fleißig aufgesucht wurden, so pflückte er sie in sein Nasstuch, weil sie jedenfalls auch guten Tee gäben. Sein Trinkwasser holte er in der Mooshalde, weil der Großvater des Mooshaldenbauers 95 Jahre alt geworden. Kam er dann mit seinem Nasstuch voll Blumen heim, um sie auf der Laube zu dörren, so ging der Streit von neuem los. Mädi giftelte, es wäre gescheiter gewesen, wenn er endlich an das Sägen und Spalten des Holzes gegangen wäre. Wenn das noch lange so weiter gehe, so müsse es ja schließlich noch grünes Holz in der Küche verbrennen. So etwas wäre aber doch eine Schande, wenn man jährlich für über 2000 Franken Holz schlagen lässe. Es hoffe aber, es könne vorher noch sterben, dann werde Chrigi sehen, wer von ihnen beiden das Kränkere sei. Tag für Tag gehe es abwärts mit ihm, aber Chrigi wolle natürlich nichts sehen, bis es zu spät sei. So sei es eben, wenn man immer nur an sich denke. Wenn dann Mädi einen Augenblick mit Balgen aussiezen müßte, um Atem zu schöpfen, so benützte Chrigi die günstige Gelegenheit, um Mädi zu entgegnen, daß er nicht gedacht hätte, daß er in seinen kranken Tagen niemand haben werde, um ihm abzuwarten, wie es sonst unter Christenmenschen und unter Eheleuten hunderbar Brauch sei. Uebrigens habe es ihm vorhin, wo er in die Küche gekommen, gedünkt, es rieche doch da verflümert gut, Mädi werde wohl wieder einmal seinen Krebs gefüttert und seine Nerven gestärkt haben.

So gings tagtäglich. Es ist nicht zu sagen, wie zwei Menschen sich das Leben schwer machen, wenn ein jedes nur immer an sich denkt. Als es mit Chrigi nie besserte, machte er dem Pfarrer Bescheid, er möchte ihn doch einmal besuchen, es werde nicht mehr lange mit ihm machen. Ein Bitt könne jedenfalls nicht schaden, dachte er bei sich selbst. Wenn es ihm ja auch nie mehr bessere, so könnte es doch ungännet eine Aenderung geben, und da ja alle Menschen Sünder seien, wie es in der Bibel heiße, so seis besser, wenn man beizeiten ans Sterben denke und für einen seligen Tod beten lässe.

Der Pfarrer kam. Einen solchen Krankenbesuch hatte er aber wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nie gemacht. Jedes wollte das Kränkere sein, jedes suchte das andere zu übertönen und übertrumpfen. Wenn Chrigi jammerte, er habe keine gute Stunde, so hatte Mädi keine gute Minute. Wenn Mädi wehklagte, es werde jedenfalls es nicht mehr lange machen, so versicherte Chrigi, er wäre überhaupt schon längst sechs Schuh tief unter dem Boden, was für ihn jedenfalls das beste wäre, wenn er nicht so viel Tee trinken würde. Wenn Chrigi sagte, er esse kein Schnäfi, so aß Mädi kein Brösmeli.

Dem Pfarrer, der anfangs das innigste Mitleid mit diesen beiden geschlagenen und bei allem Reichtum so armen Leutchen hatte, fing es allmählich an zu dämmern, wo der Haas im Pfeffer liegen könnte. Er suchte den beiden verständlich zu machen, daß da vor allen Dingen ein rechter Arzt herbei müsse. Doch da hatte er in ein schönes Wespennest gegriffen. Aber er gab nicht nach. Schließlich, als er sich noch anerboten, dem Doktor selbst Mitteilung von ihren Leiden zu machen, gaben sie

den Widerstand auf, mußten aber doch noch wie ein abziehender Feind ein paar Dutzend Schüsse abgeben, die dieses Mal gegen die Aerzte im allgemeinen und gegen den vom Pfarrer vorgeschlagenen im besonderen gerichtet waren. Doch verhallten diese wirkungslos.

Der Pfarrer erzählte den Fall dem Arzt und bat ihn, möglichst bald in den Sonnenhof zu gehen. Dieser versicherte lachend, er wolle die beiden schon kurieren, nur solle man ihn machen lassen und ihm kein Wort drein reden. Schon am andern Tage suchte er sie auf, befragte sie genau über ihre Leiden, wobei wieder ein jedes das andere ausspechen wollte, fragte auch, ob sie schon ein Doktorbuch zu Rate gezogen hätten, unterzog sie einer gründlichen Untersuchung, horchte am Herz, ließ sie die Zunge herausstrecken, schüttelte dabei mehrere Male geheimnisvoll sein Haupt, brummte dann und wann auch etwas in seinen Bart und sagte schließlich, Chrigi solle am andern Morgen um halb 7 Uhr die Mittel abholen. Ueber die Krankheit könne er sich vorläufig noch nicht aussprechen.

Chrigi machte sich am andern Morgen schon zeitig auf den Weg und wurde auch sofort vorgelassen. Mit ernster Miene klopfte der Arzt ihm auf die Schulter und sagte: Chrigi, Chrigi, dis Fraueli ist ganz bös zwäg, es het e grüsligi Krankheit, i darf der's schier nit säge, es isch e Krankheit, wo i feim Dokterbuch steiht. Däich um, dis Mädi het die schtächigi u büssige Närvespiziebucht. Aber säg ihm bim D..... nüt derwo, es geschieng's nit us. Aber es cha no bed Wäg gah, das hanget jiz ganz vo dir ab.

Chrigi schnitt ein höchst dummes Gesicht bei dieser unerwarteten Mitteilung. Er machte einen schüchternen Versuch, dem Arzt zu sagen, er habe geglaubt, Mädi fehle gar nichts und nur er sei krank. „Du künisch de später a d'Reihe, jiz wei mer z'ersch für dis arme Fraueli sorge. Paß jiz quet us, d's Läbe vom Mädi isch jiz ganz i dir Hand.“ Und nun gab er ihm eine Menge Verhaltungsmaßregeln, die er streng zu befolgen habe. Vor allen Dingen solle er nie mehr etwas von seiner eigenen Krankheit sagen, das Teetrinken aufgeben und überhaupt tun, als ob ihm gar nichts fehle. Jede Erwähnung seiner Krankheit rege Mädi auf, die kleinste Aufregung sei aber Gift für seine Frau und müsse unbedingt vermieden werden. Das beste wäre, wenn er fleißig arbeite und Mädi veranlässe, dies auch zu tun. Sie könnten ja dem Lehmann bei seinen Feldarbeiten helfen. Wenn Mädi keine Lust dazu habe, so solle er das jüngste Kind des Lehmanns, dem Mädi Gotte sei, so viel wie möglich ins Stöcklein nehmen, damit die Kranke ein wenig Zerstreuung habe. Am Sonntag sollten sie regelmäßig in die Predigt, dadurch werde es auf andere Gedanken gebracht. Auch solle er es fleißig ermutigen, daß es sich der armen Haushaltungen der Nachbarschaft mehr annehme, das wirke gar beruhigend auf die Nerven. Aber von allem, was er ihm jetzt da rate, dürfe Mädi kein Wort vernehmen, sonst seis geschkt. Am nächsten Mittwoch nachmittag 2 Uhr solle er noch einmal vorbeikommen, er wolle ihm dann noch ein anderes Mittel geben, das er jetzt nicht da habe.

Chrigi war zuerst sprachlos. Wie betäubt ging er wieder dem Sonnenhof zu.

Zuerst schimpfte er im Stillen über den Arzt, der es natürlich immer mit dem Weibervolk halte, dann kam ihm aber nach und nach alles wieder in den Sinn, was dieser ihm gesagt, und noch viel anderes dazu. Er flagte sich an, wie wüst und unverständlich er eigentlich doch gegen Mädi gewesen, wie es ihm immer die Kleider und Strümpfe geflickt, wie es nie an einem Tanzsonntag in das Wirtshaus verlangt habe, wie es in seinen gesunden Tagen nie etwas Alpartiges für sich gekocht habe. Dann kam ihm der Gedanke, wie bös es ihm ginge, wenn Mädi sterben sollte und er sich gar noch seinen Tod aufs Gewissen laden müßte. Dabei kam ihm schier das Augenwasser.

Mit den besten Vorsäzen kam er heim. Mädi konnte sich nicht genug verwundern, wie ganz anders Chrigi jetzt sich benahme gegen früher. Aber noch größer war seine Verwunderung, als am nächsten Mittwoch in Chrigis Abwesenheit der Arzt unerwartet bei ihm eintrat und ihm in geheimnisvollem Tone sagte: Mädi, Mädi, dr Chrigi wott mir gar nüt gsalle. Er het e schröklichli Chrankheit, wo me i kein Chrüterbuch findet. I darf dr Name schier nit säge u doch müß es si. Däich, di Ma het die schlychendi oder galoppierendi Teewässertrinksucht! Weli daß es isch, cha ni hüt no nit säge. Aber häb Muet, es cha no alles quet cho. Aber grüseli Sorg ha müesch, süsch chäsch de gli einisch zum Schriner für dr Sarg ga z'bstelle. Num gab er ihm ein Dutzend ungefähr gleiche Ratschläge wie Chrigi: „Aber gäll, du seisch nüt, daß i da gsi bi u dr alles gseit ha.“

Mädi gings ähnlich wie Chrigi. Es hintersinnete sich schier, wenn es dran dachte, wie selbstsüchtig es in den letzten Jahren gewesen und wie es seinem Chrigi so oft das Herz schwer gemacht habe. Aber jetzt müsse es anders werden.

Und es wurde auch anders. Nicht mit einem Male, aber doch allmählich. Bis jetzt hatte jedes nur für sich gelebt und sich dabei das Leben zur Dual gemacht, jetzt sah plötzlich jedes eine wichtige und verantwortungsvolle Lebensaufgabe vor sich. Jedes suchte fremdes Leid zu überwinden und überwand dabei, ohne es zu merken, auch das eigene. Und je mehr des Lehmanns Mädeli im Stöckli in Chrigis und Mädis Herz sich einnistete, um so sinniger wurde es auch in den beiden kleinen Stübchen. An Leib und Seele gesundeten die beiden, nach langer Todesnacht erwachten sie zum Leben.

Etwa ein halbes Jahr nach dem ersten Besuch des Arztes hätte es aber doch schier wieder ein Gewitter gegeben, als eines Abends Mädi sich nicht enthalten konnte, Chrigi anzuvertrauen, er sei am Rande des Grabes gewesen, aber es habe ihn gerettet. Was stürmisch da? Grad z'Gegenteil! Und nun erzählte Chrigi alles, was ihm der Arzt gesagt. Leider brannte im Stöcklein kein Nachtslicht, so daß keines das verblüffte Gesicht des andern sehen konnte. Allmählich tagte es aber in ihren Köpfen und sie machten das Gescheiteste, was sie machen konnten. Erst schämten sie sich bis unters Federbett und dann lachten sie so herzlich, wie wohl im Stöcklein noch nie gelacht worden war.

(Der Säemann.)